

Amélie Nothomb
Happy End

ROMAN

Aus dem Französischen
von Brigitte Große

Diogenes

Titel der 2016 bei Éditions Albin Michel, Paris,
erschienenen Originalausgabe: ›Riquet à la houppe‹
Das Märchen ›Riquet mit der Locke‹ von Charles Perrault im Anhang
wurde 1921 von Hans Krause nach der ersten Buchausgabe
von 1697 aus dem Französischen übersetzt
Covermotiv: Foto von Marianne Rosenstiehl
Copyright © Marianne Rosenstiehl

Alle deutschen Rechte vorbehalten
Copyright © 2018
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
40/18/852/1
ISBN 978 3 257 07042 2

Inhalt

Happy End 7

Anhang 173

Riquet mit der Locke 175

von Charles Perrault

Déodats Geburt war eine harte Landung. Nolens volens wurden die beiden Liebenden zu jener Sorte Erwachsener, die man als Eltern bezeichnet. Der Umstand, dass sie viel länger Kind gewesen waren als der Durchschnitt, stand ihnen jetzt im Weg. So dachten sie aus alter Gewohnheit nach dem Aufwachen als Erstes an ihr Vergnügen.

Dann fiel es Honorat wieder ein, und er rief:
»Der Kleine!«

Das Baby, das die Enttäuschung seiner Eltern gleich gespürt hatte, verhielt sich von Anfang an unauffällig. Nie hörte man es weinen. Auch wenn es Hunger hatte, wartete es geduldig auf das Fläschchen, an dem es dann mit der ekstatischen Gier eines Mystikers saugte. Da Énide Mühe hatte, das Grauen, das ihr sein Gesicht einflößte, zu verbergen, lernte es sehr schnell zu lächeln.

Sie war ihm dafür dankbar und liebte es. Ihre Liebe war umso größer, als sie befürchtet hatte, keine empfinden zu können. Sie ahnte, dass sich Déodat seines abstoßenden Äußeren bewusst war und ihr dabei geholfen hatte, ihren Widerwillen zu überwinden.

»Unser Sohn ist intelligent«, verkündete sie.

Und sie hatte recht: Der Säugling verfügte über jene höhere Form der Intelligenz, die man den Sinn für andere nennen könnte. Der klassischen Intel-

lignenz mangelt es meist an dieser mit der Sprachbegabung vergleichbaren Tugend: Wer darüber verfügt, weiß, dass jede Person wie eine eigene Sprache ist, die man lernen kann, wenn man ihr mit ganzem Herzen und allen Sinnen sehr genau zuhört. Auch deshalb ist sie eine Art Intelligenz: weil es darum geht, zu verstehen und zu erkennen. Intelligente Menschen ohne diesen Zugang zum anderen werden zu Idioten im etymologischen Sinn des Wortes: zu Wesen, die nur um sich selbst kreisen. In unserer Zeit, in der es von solch intelligenten Idioten nur so wimmelt, sehnt man sich oft nach der Gesellschaft des schlichten Trottelns von einst zurück.

Intelligenz ist immer auch die Fähigkeit zur Anpassung. Déodat musste eine Umwelt besänftigen, die wenig geneigt war, den Schrecken der Natur mit Wohlwollen zu begegnen. Dass hier kein Missverständnis aufkommt: Énide und Honorat waren gute Menschen. Aber im Grunde ist niemand bereit, ein Scheusal willkommen zu heißen, schon gar nicht, wenn es sich um den eigenen Nachwuchs handelt. Wie soll man denn verkraften, dass auf einen Moment der Liebe unweigerlich der Schock des Hässlichen folgt? Wie ertragen, dass eine geglückte Vereinigung eine derart groteske Gestalt hervorbringt? Diese Absurdität lässt sich nicht anders wahrnehmen denn als Unfall.

Schon bevor es das vielzitierte Spiegelstadium erreicht hatte, wusste das Kind, wie abstoßend sein Äußeres war. Das konnte es nicht nur im empfindsamen Blick der Mutter erkennen, sondern auch im friedfertigen des Vaters. Erschwerend kam hinzu, dass es das Aussehen offensichtlich nicht von den Eltern hatte: weder von der hübschen Mama noch von dem rundlichen Papa – ein schwer erträgliches Paradox, das Énide folgendermaßen formulierte: »Liebster, du mit deinen fünfzig Jahren bist milchgesichtiger als unser armer Kleiner.«

Énide nannte Déodat oft ihren »armen Kleinen«.

Alle Babys sind einsam, und Déodat war es noch mehr als andere, weil er oft sich selbst überlassen blieb in dieser Wiege, die seine Welt war. Aber er liebte das Alleinsein: Seiner eigenen Gesellschaft ausgeliefert, brauchte er sich nicht mit dem Mitleid der anderen herumzuschlagen, sondern konnte sich dem Rausch hingeben, sein Gehirn zu erkunden. Dort entdeckte er so schöne, weite Landschaften, dass sich bald die edle Anwandlung der Bewunderung einstellte. Außerdem konnte er sich nach Belieben darin bewegen, die Blickpunkte wechseln und dem Ton lauschen, der manchmal aus dem Unendlichen aufstieg.

Das war ein Wind, der so stark wehte, dass er

bestimmt von schrecklich weit herkam. Déodat verging fast vor Lust angesichts einer solchen Kraft, und dank seiner Gabe des Zuhörens verstand er auch die Brocken einer unbekanntenen Sprache, die dieser Wind mit sich trug: »Ich bin es. Ich bin es, der lebt. Erinnerung dich!« Es war ein tiefer Klang, ähnlich dem Gurgeln einer auslaufenden Badewanne, und er löste in ihm eine Furcht reinsten Wonnes aus. Einer Wonnes, wie bedeckt von einem schwarzen Schleier, durch den kein Licht drang. Das Spiel bestand darin, sich überschwemmen zu lassen von der Unermesslichkeit des Nichts. Eine solche Bewährungsprobe zu bestehen erfüllte ihn mit Freude und Stolz.

Dann tauchten allmählich die Dinge wieder auf: Déodat sah, wie aus dem Nichts die ersten Parzellen des Lebens erstanden, er spielte mit einem Protozoon, das sich mit einem Farbkreis verband, er genoss jede Farbe im Urzustand, das sanfte Blau, das üppige Rot, das schelmische Grün, das kraftvolle Gelb, und wenn er sie berührte, überliefen ihn köstliche Schauer.

Er stellte fest, dass das alles mit dem Sehen zu tun hatte, und ahnte, dass es noch andere Forschungswege gab. Die Untersuchung all dessen, was ihm zur Verfügung stand, führte ihn zu der Erkenntnis, dass er auf seine Weise sehr gut ausgestattet war. Er

lernte, an seinen etwas salzigen Fingern zu lutschen und an seinem Kopfkissen, das durch den Speichel süß wie Milch wurde. Wenn ihm nach stärkeren Gegensätzen war, drückte er in seine Windel und produzierte so eine lauwarme, dicke Masse, die stark roch, was ihn mit einem wilden Stolz erfüllte. Die Tore sprangen auf, und er betrat ein Königreich, dessen alleiniger Herrscher er war.

Dort waltete die Liebe, die nie so schön war wie in dieser Einsamkeit. Ihr Fluten betraf niemanden speziell. Diese gegenstandslose Liebe, unbeschwert von jeglicher Sorge, lieferte ihm der kolossalsten Wollust aus, die man sich vorstellen kann. Er musste sich nur in diese Flut stürzen und wurde fortgetragen, dahin, wo es weder Zeit noch Raum gab, nichts als grenzenlosen Genuss.

Irgendwann kam immer der Moment, in dem ein Gesicht auftauchte: Die anderen sorgten sich um ihn, und er musste sich wieder verstellen. Seit er bemerkt hatte, dass Lächeln die richtige Antwort auf unumgängliche elterliche Forderungen war, setzte er es entsprechend ein.

Wenn er allein war, lächelte er nie. Er hatte kein Bedürfnis, sich selbst über seine Zufriedenheit in Kenntnis zu setzen. Lächeln hatte etwas mit Sprache zu tun, oder, genauer gesagt, mit jener Form der Sprache, die sich an andere wandte. Denn es gab

auch eine innere Sprache fernab der Information, die nur der Steigerung des Rausches diene.

Es muss gesagt werden, dass sein Ausdruck in Gegenwart seiner Eltern an Qualität einbüßte. Er musste sich auf ihr Niveau begeben, nein, viel schlimmer, auf das Niveau, das sie ihm unterstellten: Sie saßen dem Trugbild des Kindischen auf. Aber Déodat liebte seinen Vater und seine Mutter und hielt sich an ihre Regeln.

Énide hob seinen Körper auf und drückte ihn an sich. Er fühlte Worte der Liebe der mütterlichen Brust entspringen. Sie wechselte ihm die Windel und lobte ihn für das, was sie darin fand. Das bestätigte ihn in seinem Eindruck, ein bewundernswertes Werk geschaffen zu haben. Wenn sie seine Pobacken reinigte, strampelte er mit den Beinchen vor Vergnügen. Und wenn sie ihn dann noch mit Ölen von köstlich balsamischer Frische einrieb, bevor sie ihm eine neue Windel anlegte, blieb ihm vor Wonne der Mund offen stehen.

»Er hat bestimmt Hunger«, schloss Honorat aus dieser Beobachtung. »Ich mache ihm mal ein Fläschchen.«

Da Déodat um die Probleme wusste, die sein Äußeres den Eltern bereitete, verzichtete er auf sämtliche Lebensmittelallergien, die sich hübsche Kinder erlauben konnten. Also trank er, ohne

Mätzchen zu machen, sein Fläschchen mit warmer Kuhmilch.

»Brav wie ein Engel«, wurde er gelobt.

Anschließend setzten sie ihn in den Laufstall. Er schätzte diesen Raum aus einem ganz einfachen Grund: Dort kamen sie nicht an ihn heran. Sosehr er seine Eltern liebte, er liebte sie doch noch mehr, wenn ein gewisser Abstand gewahrt blieb, das war ihm klargeworden: Distanz förderte seine Gefühle. Wenn er in Énides Armen lag, verdarb das Übermaß seiner Lust einen Teil seiner Liebe. In der Sicherheit des Laufstalls konnte er seine Erregung analysieren, indem er sie in der Erinnerung noch einmal durchlebte und fühlte, wie er vom Taumel der Ekstase überwältigt wurde. Das gelang ihm viel besser, wenn er die Dame seines Herzens beobachten konnte, ohne dass sie ihn ansah: Sie machte den Haushalt, saugte Staub oder las. Nie liebte er sie so sehr, wie wenn sie ihm das Geschenk ihrer Anwesenheit machte, ohne dass er ihre Aufmerksamkeit fürchten musste.

Déodat liebte auch Honorat, aber anders, es war eine Liebe, die mehr aus dem Kopf kam als aus dem Rest des Körpers. In den Armen seines Vaters erlebte er einen angenehmen Umgang mit Gefühlen und Achtung. Er schätzte es, dass es bei ihm keine Gefühlsausbrüche gab – das wäre peinlich gewe-

sen. Dieser Mann, das spürte er, war frei von den mütterlichen Besorgnissen, und Déodat war ihm dankbar dafür, dass er so stetig und ausgeglichen war.

Und dann, eines Tages, geschah etwas: Das Baby entdeckte, dass noch andere Personen in seinem Universum existierten. Als Énide die Tür öffnete, erschien ein Wesen vom Geschlecht des Vaters, aber von imposanterer Statur und mit tieferer Stimme. Énide wirkte nicht überrascht.

»Bringen Sie sie bitte in die Küche«, sagte sie.

Daraufhin schleppte das Wesen eine bemerkenswerte Anzahl von Wasserflaschen in die Wohnung und verschwand gleich wieder.

Déodat dachte nach. Dass diese Erscheinung die Mutter nicht irritiert hatte, konnte nur bedeuten, dass sie für sie nichts Außergewöhnliches darstellte. Déodat versuchte, an einen entlegenen Ort seines Gehirns vorzudringen; das Dunkel ließ sich nicht lichten, dennoch konnte er darin ein paar Schatten erkennen, die ihm das Ungeheuerliche bestätigten: Vater, Mutter und er waren nicht die Einzigen auf der Welt. Das war so verblüffend wie für Robinson die Begegnung mit Freitag.

Später bekam er ein Gespräch zwischen Honorat und Énide mit:

»Schrecklich, diese magersüchtigen Mädchen! Auch wenn ich ihnen feierlich schwöre, dass kein Gramm Fett im Essen ist, haben sie solche Angst davor, dass sie kaum etwas anrühren.«

»Soll ich mich mal wieder zeigen, um sie zu beruhigen?«

»Ja, vielleicht. Aber ich habe auch mehr als genug vom ewigen Misstrauen dieser Anorektikerinnen.«

Das war die Bestätigung dafür, dass auch weitere Wesen vom Geschlecht seiner Mutter die Welt bewohnten. Déodat spürte, dass dieses Gespräch noch weiterführende Informationen enthielt, beschloss aber, dass er sich mit deren Verständnis noch Zeit lassen konnte.

Die Sprache seiner Eltern bereitete ihm kaum Probleme. Jede neue Ansammlung unbekannter Laute offenbarte rasch ihre Bedeutung.

Einmal zeigte die Dame seines Herzens auf sich und artikulierte dabei ungewohnt deutlich: »Mama. Ma-ma. Mama.«

Er kannte ihren Namen doch schon seit langem! Wie konnte sie daran zweifeln? Hielt sie ihn etwa für dumm?

Sie hob ihn hoch bis vor ihr Gesicht und wiederholte: »Mama. Ma-ma.«

Er sah ihren Mund vor seinen Augen und verfolgte, wie die Lippen die Silben herauspressten.

Das war ein erschreckendes und absurdes Schauspiel. Warum machte sie das?

Doch der Nachahmungstrieb seines Alters zwang ihn, das Gesicht genauso zu verziehen, ohne dass er es merkte, und zu seiner Bestürzung hörte er sich selbst unwillkürlich »Mamama« stammeln.

»Ja, mein Baby! Ja, mein Baby!«, rief Énide, außer sich vor Freude. »Bravo!«

Sie bedeckte seine Wangen mit wilden Küssen und schien noch begeisterter zu sein als von seinem schönsten Kaka. Déodat fand ihre Werteskala unangemessen.

Zurück im Laufstall, grübelte er über diese neue Erfahrung nach. Seine Mutter wünschte also, dass er redete. Aber warum? Und was sollte er sagen? Was wollte sie von ihm hören?

Eines war jedenfalls klar: dass sie von ihm ihren Namen hören wollte. Die Person zu benennen, mit der man es zu tun hatte, schien ein wichtiges Ritual zu sein. Ein solches Verhalten hatte er bei den Großen schon beobachtet. Er sollte auch daran denken, »Papa« zu Papa zu sagen, um ihn nicht zu kränken.

Vielleicht hatte Mama auch überprüfen wollen, ob sein Stimmapparat funktionierte. Ja, wahrscheinlich war es das. Alle, die er beobachtet hatte, machten Geräusche mit ihrem Mund, nur er hatte nie welche von sich gegeben. Er erinnerte sich, gehört zu

haben, wie Énide sich über sein Schweigen wunderte und hinzufügte, dass er nie weine. Sie weinte manchmal. Dann schaute er sie äußerst intensiv an, bis sie sagte: »Verkehrte Welt! Das Baby will seine Mutter trösten! Du solltest weinen!« Warum hätte er weinen sollen?

Weinen schien mit Schmerz zusammenzuhängen. Soweit er es verstand, vergoss Mama Tränen, wenn ihr etwas weh tat. Nur, ob es sich um ein Symptom oder um eine Sprache handelte, konnte er nicht entscheiden. Ihm tat nie etwas weh, ja er zweifelte sogar an seiner Fähigkeit zu weinen. Einmal hatte er es versucht, als er allein war, aber seine Augen waren trocken geblieben.

Als Honorat nach Hause kam, erinnerte sich das Kind an den Auftrag, den es sich selbst gegeben hatte, und schrie: »Papapa!«

Wie vom Blitz getroffen, erstarrte der Vater und rief dann: »Du kannst ja sprechen!«

»Ja, zu mir hat er auch schon Mama gesagt«, sagte Énide, um dezent darauf hinzuweisen, dass ihr der Vortritt zuteil geworden war.

Honorat nahm seinen Sohn in die Arme und bedeckte ihn mit Küssen: »Bravo, Schätzchen! Jetzt werden wir endlich erfahren, was in deinem Köpfchen vorgeht.«

Ah, das war es! Sie wollten, dass er endlich redete, um zu erfahren, was in seinem Kopf vorging. Dazu war also das Sprechen gut? Nein! Wenn die Leute redeten, sagten sie Dinge wie: »Soll ich das dahin stellen, Madame?«, oder: »Heute gibt's Nudeln zum Abendessen.« Dieser spezielle Gebrauch der Sprache wurde offenbar nur von ihm erwartet. Also mussten in seinem Kopf außerordentliche Dinge vor sich gehen und interessante Gedanken sprudeln, wenn er allein war. Deshalb überließen sie ihn so oft seiner geliebten Einsamkeit: weil sie wussten, dass er das brauchte, um sich zu vertiefen.

Das Kind schloss daraus, dass die anderen um sein Anderssein wussten: Er war der Auserwählte, dessen Schädel eine unentbehrliche Nachricht enthielt. Dieses Brillante und Unermessliche gab es im Kopf der anderen anscheinend nicht. Aber merkwürdigerweise wussten sie darum. Wie waren sie darauf gekommen? Das musste er noch herausfinden. Dabei durfte er die Möglichkeit nicht außer Acht lassen, dass die Großen unter Umständen Fähigkeiten besaßen, über die er – noch? – nicht verfügte.

Ihm war auch aufgefallen, dass er viel kleiner war als alle, die er sah. Das beschäftigte ihn. War das ein Manko? Nein, befand er. Denn es erlaubte seinen Eltern, ihn auf den Arm zu nehmen, und er mochte

es, hochgehoben und an sie gedrückt zu werden. Außerdem war seine Kleinheit mit Vorteilen verbunden: Wenn er einen Gegenstand außerhalb seiner Reichweite begehrte, brauchte er bloß seine Hände danach auszustrecken und einen Laut von sich zu geben, dann wurde er ihm gebracht. Das mit dem Sprechen störte diesen Prozess ein wenig: Seit neuestem verlangten sie von ihm, dass er die Dinge benannte. Er fand diese Manie ziemlich lästig, aber wenn er sich fügte und »Panda« oder »Löffel« sagte, konnte er sich an der dadurch ausgelösten Begeisterung erfreuen.

»Er kann schon ziemlich gut sprechen, finde ich«, sagte Énide.

»Bald wird er ganze Sätze sagen«, stimmte Honorat zu.

Déodat fragte sich, inwiefern ein Satz einen Fortschritt darstellte. Das war nur eine Komplikation, die alles noch mehr erschwerte. Aber da ihm daran lag, im Sinne seiner Eltern zu handeln, würde er eben einen Satz sagen, schon weil es ihn ärgerte, dass sie ihm das nicht zutrauten. Er überlegte, was er sagen könnte, und entschied sich für ein Kompliment.

»Dieses Kleid steht dir gut, Mama.«

Schnell wurde ihm klar, dass er übertrieben hatte: Seine Mutter ließ ein Glas fallen, das auf

dem Fußboden in tausend Stücke zersprang, stürzte ungeachtet dieses dramatischen Ereignisses zum Telefon und rief mehrfach begeistert in den Hörer: »Das Kleid steht dir gut, Mama«, hat er zu mir gesagt! Ich schwör's dir! Mit dreizehn Monaten! ›Das Kleid steht dir gut, Mama! Das Kind ist hochbegabt! Frühreif! Ein Genie!«

Es dauerte eine Stunde, bis sie auf die Idee kam, die Glassplitter einzusammeln, obwohl sie in vergleichbaren Fällen immer sofort den Staubsauger holte. Dann nahm sie ihn auf den Arm und fragte: »Wer bist du, kleiner Mann?«

»Déodat«, antwortete er.

»Du kennst deinen Namen!«

Natürlich. Er war ja nicht dumm.

Dann tat Énide etwas Unerhörtes: Sie trug ihn zu einer großen, glänzenden Fläche, in der er sie sah, wie sie eine Art Spielzeug mit befremdlichem Aussehen an sich drückte. Angesichts seiner Verblüffung nahm sie die Hand des Babys und winkte damit. Durch die Gleichzeitigkeit der Bewegung wurde Déodat schlagartig klar: Das war er. Er verstand, dass er hässlich war, ohne dass es einer Erklärung bedurfte. Dieses Gesicht enthüllte ein grauen-erregendes Geheimnis, das von dem Moment an, in dem er begriff, um wen es sich handelte, nur noch schlimmer wurde. Seine Züge verkrampten sich zu

einer zuckenden Grimasse, und bevor er die Situation analysieren konnte, kam ein Schrei aus seinem Mund, Wasser quoll ihm aus den Augen, seine Sicht verschleierte sich, und sein ganzer Körper zuckte.

»Du weinst ja!«, rief seine Mutter.

Aber sie wollte darin keine Erscheinungsform der Trauer erkennen. Sie konnte nicht glauben, dass er seine Hässlichkeit erkannt hatte, sondern dachte: ›Das sind die Emotionen des Spiegelstadiums.«

Und sagte zu ihm: »Ist gut, mein Schatz, weine nur!«

Seit einiger Zeit lautet die Lehre, dass Hässlichkeit ein kulturelles Konstrukt sei: Angeblich schreibt die Kultur uns vor, wie schön oder hässlich wir Menschen, Tiere oder Dinge finden. Dabei wird das Wesentliche mit den Zufälligkeiten verwechselt: Wenn wirklich die Kultur je nach Zeit und Ort die unterschiedlichen Ausprägungen des Schönen definiert, geht doch die Idee der Schönheit der Kultur stets voraus. Schon von Geburt an sind wir so besessen von der Schönheit, dass Kleinkinder sich von Natur aus zu schönen Menschen hingezogen und von hässlichen abgestoßen fühlen.

Déodat hatte in seiner Umgebung nur das hübsche Gesicht seiner Mutter und das sanfte Antlitz seines Vaters gekannt. Zum ersten Mal entdeckte er,

dass ein Gesicht Abscheu einflößen konnte – und erfasste im selben Moment, dass es sein eigenes war. Er hatte sich für auserwählt gehalten und sah sich nun mit der Kehrseite, wenn nicht sogar mit dem verborgenen Grund des Auserwähltseins konfrontiert. Auch wenn dieses Scheusal nicht er gewesen wäre, hätte er vor Schmerz gebrüllt. Aber dass er es war, eröffnete in seiner Brust ein unerschöpfliches Reservoir des Leidens.

Die Mutter setzte das weinende Baby wieder in seinen Laufstall. Und da geschah ein Wunder: Déodat hatte die Eingebung, dass er dafür niemandem Vorwürfe machen konnte. Jeder, der ein so grausames Trauma erleidet, steht vor einer schwierigen Wahl: Entweder er beschließt, die Welt für ihre Ungerechtigkeit zu hassen, oder er lässt sich fortan bemitleiden. Die wenigsten entscheiden sich für die schmale Pforte des dritten Wegs: Sie erkennen die Ungerechtigkeit als solche, leiten daraus aber keine negativen Gefühle ab. Sie leugnen den Schmerz über ihr Sosein nicht, ziehen daraus jedoch keine weiteren Konsequenzen.

Er weinte noch lange, um den Schock zu überwinden, dann war das Schlimmste vorbei. Die starke Stimme in seinem Kopf sagte zu ihm: »Ja, ich bin hässlich. Aber trotzdem bin ich immer noch ich, der in seinem Kopf bezaubernde Landschaften

sieht, der sein Leben genießt, der Intelligenz und Wollust kennt und sich endlos über das alles freuen kann.«

Manchmal sind Missverständnisse zwischen Eltern und Kindern ein Segen. Hätte Énide das Weinen des Babys verstanden, hätte sie versucht, es zu trösten, und ihm lauter Nettigkeiten gesagt, die ihm nicht nur nicht geholfen hätten, sondern ihn nur noch mehr heruntergezogen hätten: »Du bist gar nicht hässlich, du bist nur anders, ist gar nicht so schlimm, ich liebe dich so, wie du bist.« Glücklicherweise äußerte sie keinen dieser verheerenden Sätze, so dass Déodat sich mit der schrecklichen Wahrheit arrangieren und einen ausgezeichneten Modus Vivendi finden konnte.

Leid und Ungerechtigkeit gibt es seit jeher. Mit den besten Vorsätzen, die bekanntlich den Weg zur Hölle pflastern, hat die Epoche der Moderne Wortsalben erfunden, die, statt den Schmerz zu heilen, dessen Oberfläche ausdehnen und bei dem Unglücklichen eine Art dauerhafte Hautirritation hervorrufen. Zu seinem Schmerz gesellt sich dann noch eine Wolke Mücken.